

Erziehung durch Bindung Bindungstheorie und Waldorfpädagogik

Philipp Gelitz



Die Bindungsforschung kennt die Voraussetzungen für eine gesunde, sichere Bindung zwischen Eltern, Erziehern und Kindern. Kinder müssen anerkannt, gesehen und gehört werden. Mit anderen Worten: Wir müssen „in Gemeinschaft“ mit unseren Kindern leben, anstatt ihnen Lektionen über das Leben zu erteilen.

Der Boom der Kindertagesstätten in den letzten Jahren hat dazu geführt, dass ein Bereich der Psychologie – nämlich die Bindungsforschung, auch für Eltern, Erzieher und Ärzte interessant geworden ist. Wurden früher die Umstände erfolgreicher oder dysfunktionaler Bindungen zwischen Eltern und Kindern eher in einem klinischen Umfeld im Zusammenhang mit bestimmten psychiatrischen Störungen untersucht, ist die Frage nach der Bindung heute auch von großem pädagogischem Interesse: Wie entsteht Bindung? Welche spezifischen Formen gibt es? Kann man zu mehreren Menschen „Bindungen eingehen“?

Bindungsstile

Der britische Kinderpsychiater John Bowlby gilt als Vater der Bindungstheorie. Bereits in den 1940er-Jahren untersuchte er die Auswirkungen von Familienmustern auf die kindliche Entwicklung. Seitdem wurde in diesem Bereich viel geforscht, unter anderem der sogenannte „Strange Situation Test“ von Mary Ainsworth. Mit ihm lässt sich der Bindungstyp von Kindern im Alter von 12 bis 18 Monaten testen. Bei dem Test befindet sich die Hauptbezugsperson (meist die Mutter) mit ihrem Kind und Spielzeug in einem Raum, zusammen mit einer weiteren Person. Nach einer Weile, wenn das Kind spielt, verlässt die Hauptbezugsperson den Raum. Was dann passiert, gibt Aufschluss über das Bindungsmuster des Kindes. Im Allgemeinen werden vier Typen unterschieden.

1. Das sicher gebundene Kind, das eine ganze Weile um die Bezugsperson trauert, sich aber schließlich trösten lässt und glücklich ist, wenn die Bezugsperson zurückkommt. Diese Kinder sind sicher, dass immer alles in Ordnung ist, wenn die Hauptbezugsperson da ist. Sie fühlen sich grundsätzlich anerkannt und sicher.

2. Das ängstlich-vermeidende Kind, das sowohl beim Verlassen des Raumes als auch bei der Rückkehr der Bezugsperson kaum reagiert. Diese Kinder sind jedoch innerlich sehr verstört. Sie fühlen sich kaum akzeptiert, beschäftigen sich nur mit sich selbst und vermeiden Kontakt, um stressige Erfahrungen zu vermeiden.

3. Das Kind mit einer ängstlich-ambivalenten Bindung, das sehr unsicher ist, nicht beruhigt werden kann und bei der Rückkehr der Bezugsperson abwechselnd anhängliches und aggressiv-abweisendes Verhalten zeigt. Dieses Kind fühlt sich grundsätzlich unsicher, weil es nie weiß, was auf es zukommt.

4. Das Kind mit einer desorganisierten/desorientierten Bindung, das den Eindruck vermittelt, völlig desorientiert zu sein und keine Anzeichen von Bindung an eine bestimmte Person zeigt. Diese Kinder zeigen stereotype Bewegungen oder bewegen sich nur kurz oder gar nicht oder zeigen alternativ andere zwanghafte Verhaltensformen.

Interaktion ist entscheidend

Die Bindungsforschung untersucht jedoch nicht nur die Bindung eines Kindes an seine Eltern oder Bezugspersonen, sondern auch die Bedingungen, die eine sichere oder unsichere Bindung hervorbringen. Nach dem aktuellen Wissensstand sind folgende Faktoren für eine sichere Bindung entscheidend:

Ist die Bezugsperson sensibel für die Bedürfnisse des Kindes? „Sieht“ sie das Kind oder verwechselt sie dessen Bedürfnisse mit ihren eigenen? Ist sie immer verlässlich und verfügbar? Sind ihre Reaktionen verlässlich? Interpretiert sie undifferenzierte Äußerungen wie beispielsweise Schreien meist richtig?

Die Interaktion zwischen der Hauptbezugsperson und dem Kind bestimmt entscheidend die Möglichkeiten des Kindes, seine Umgebung spielerisch zu erkunden. Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl sowie eine angemessene Situationsanpassung entstehen durch Anerkennung, Akzeptanz und eine angemessene Reaktion – kurz gesagt: durch elterliche Wärme.

Ist die Interaktion durch unvorhersehbare Reaktionen des Erwachsenen gekennzeichnet und hat dieser selbst eine ambivalente Beziehung zum Kind, entsteht ein ängstlich-ambivalentes Bindungsmuster. Das Kind weiß nie genau, wo es steht. Und wenn die Interaktion meist so verläuft, dass der Erwachsene das Kind nicht mit innerer Wärme annimmt und sieht, sondern sich gegen das Kind behaupten muss, entsteht ein ängstlich-vermeidendes Bindungsmuster. In solchen Fällen sind Kinder stark gestresst und beschäftigen sich nur mit sich selbst oder der



Umgebung. Aber sie erkunden die Welt nicht von einer sicheren Basis, sondern als Kompensation, weil sie die Bindungsbildung aufgegeben haben.

Sekundäre Bindungen

Jedes Kind braucht jedoch eine Hauptbezugsperson, die von den ersten Lebenstagen an für das Kind da ist– das muss nicht unbedingt die Mutter sein. Das Kind kann auch immer weitere Bindungen aufbauen, zum Beispiel zum Vater, zu Geschwistern oder Betreuungspersonen. Wenn dies „natürlich“ innerhalb der Familie geschieht, entstehen diese weiteren Bindungen. Primäre Bindungen entstehen fast von selbst durch die Nähe. Wenn dies „kulturell bedingt“ durch den Wunsch der Eltern nach einer Kindertagesstätte geschieht, stellt dies hohe Anforderungen an Eltern und Tagesmütter hinsichtlich der sensiblen Entwicklung einer Bindung zu einer „neuen“ Person. Letztere ist dann eine sekundäre Bezugsperson.

Dieser Aspekt wird besonders faszinierend, wenn wir bedenken, dass spätere Beziehungen zu Freunden, Partnern und vor allem zu den eigenen Kindern entscheidend von den Bindungserfahrungen in den ersten Lebensjahren entscheidend geprägt sind.

Zwischenmenschliche Dynamik

Es gibt zwei Erkenntnisse, auf die wir hier kurz eingehen möchten. Die erste ist die Erkenntnis, dass menschliches Verhalten weit weniger von den Genen bestimmt wird, als noch vor wenigen Jahren angenommen wurde. Vielmehr ist es ein sich dynamisch entwickelndes Wechselwirken zwischen Erwachsenen und Kindern, das in den ersten achtzehn Lebensmonaten Bindungen hervorbringt. Je mehr Kinder sich akzeptiert und verstanden fühlen, desto sicherer werden sie in ihrem Selbstempfinden und in ihrer Wahrnehmung der Welt. Je mehr sie sich missverstanden und falsch wahrgenommen fühlen oder je weniger sie sich auf die Reaktion auf ihre Äußerungen verlassen können, desto unsicherer werden sie in jeder Hinsicht. Kinder sind dann kaum noch in der Lage, die Welt zu erkunden, weil sie unter dem permanenten Stress stehen, sich ihrer sicheren Bindung an die Welt zu vergewissern.

Die Wärme der Beziehung ist entscheidend

Die zweite Erkenntnis ist, dass Erwachsene und Kinder in Gemeinschaft leben müssen, sich gegenseitig anerkennen, berühren, sehen und hören müssen. Das ist die Voraussetzung für ein Leben mit Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl. In erster Linie kommt es auf die Beziehung an – auf Akzeptanz und elterliche Wärme – nicht auf die Konventionen und Inhalte der Erziehung. Letztere sind sekundär. Ohne ein gemeinsames, warmes Zusammenleben ist keine Erziehung oder Bildung möglich, denn erst eine sichere Bindung macht uns empfänglich. Kinder, die in der Beziehung zu ihren Eltern, Bezugspersonen oder Lehrern unsicher sind, sind gezwungen, ihr Bindungsverhalten zu aktivieren, da dieses neurobiologisch immer Vorrang vor explorativem und Lernverhalten hat. Bindungsstress führt zur Ausschüttung von Hormonen, die die Erkundung der Umgebung und das Lernen verhindern. Erst kommt die Bindung, dann die Erziehung!

Bindungstheorie und Waldorfpädagogik

In der Waldorfpädagogik sprechen wir gerne von der Hülle, die das Kind umgibt. So wie der Mutterleib das ungeborene Kind umgibt, so umgibt die ätherische Hülle das Vorschulkind, das durch gewohnheitsmäßige Handlungen und das gemeinschaftliche Leben vor den emotionalen Anforderungen des expliziten Lernens, vor emotionalen Anziehungskräften und äußeren Forderungen geschützt ist. In den Jahren bis zur Pubertät ist das Kind in der astralen Hülle geschützt, die es von kritischer Beurteilung fernhält. In der Zeit bis zur Volljährigkeit wird die freie Tätigkeit des Ichs, die selbstverwirklichende Tätigkeit auf der Grundlage der eigenen Lebensmotive, von den letzten Schleiern der Seele umhüllt. Diese Hüllen altersgerecht zu berücksichtigen, ist eine Aufgabe der Erziehung. Das Kind sollte vor schädlichen Frühreifungen



und Überforderung geschützt werden. Wenn die Bindungstheorie nun nahelegt, dass die Umgebung des kleinen Kindes sensibel, verlässlich und verfügbar sein muss, dann entspricht dies dem Ansatz der Waldorfpädagogik, die ätherische Hülle des kleinen Kindes zu pflegen. Die Entwicklung von Gewohnheiten durch einen rhythmischen Tagesablauf und Rituale sowie die sensible Wahrnehmung des Kindes durch den Erwachsenen sind Elemente des Ätherischen, des Lebens. Auch wenn wir solche Wahrnehmung normalerweise entweder als emotionale Fähigkeit oder alternativ als reine physische Empfänglichkeit beschreiben, so gibt es dennoch immer eine zugrunde liegende Lebenssphäre, die mit den Sinnen nicht wahrnehmbar ist. Wie Rudolf Steiner in „Der Mensch als Geistesgeschichtliches Nachbild“ schreibt: „Wenn Sie zum Beispiel ein Stück Kreide aufheben, dann ist das ein physischer Vorgang, der dem geistigen Vorgang sehr ähnlich ist, der stattfindet, wenn Sie die ätherischen Kräfte aus Ihrem Auge aussenden, um, um den Gegenstand durch das Sehen zu erfassen.“ Diese ‚Fühler‘ (Steiner) seien jedoch mit Sinnesorganen nicht erkennbar, sagt Steiner. Das Sehen sei dem physischen Berühren in einer viel feineren Form sehr ähnlich. ‚Was in jeder Hinsicht für die Sinneswahrnehmungen des Auges und des Ohres wichtig ist, ist nicht so sehr der passive Teil, sondern der aktive Teil, den wir auf die Dinge ausdehnen.‘

Anthroposophisches Verständnis von Bindung

Aus anthroposophischer Sicht ist das Herstellen einer Bindung das aktive Umhüllen des Kindes mit der ätherischen Wahrnehmungsaktivität des Erwachsenen. Dabei ist es weniger wichtig, wie lange oder wie genau ich das Kind anschau, ihm zuhöre oder moralisch beurteile, was es sagt; viel wichtiger ist die qualitative Art und Weise, in der ich das Kind wahrnehme. Wichtig ist, dass ich die Realität des Kindes so akzeptiere, wie es ist, dass ich es durch meine aktive Wahrnehmung, durch mein Interesse und meine Akzeptanz, durch meine Absicht, es zu verstehen, unterstütze.

Das Kind spürt das, weil sich dann seine und meine Wahrnehmungsaktivität überschneiden. Das Kind ist eben kein Objekt wie das zuvor erwähnte Stück Kreide, das ich als Subjekt berühre. Vielmehr begegnen sich zwei Subjekte, der Erwachsene und das Kind, im unsichtbaren Raum der gegenseitigen Wahrnehmung. Es werden nicht nur Blicke ausgetauscht, sondern lebendige Aktivitäten. Dies ist ein übersinnlicher Vorgang im Lebensbereich, der sich dann in der sicheren oder unsicheren Bindung des Kindes an seine Bezugsperson äußert. Das ständige Schauen auf das Handy trennt diesen Beziehungsraum.

Die neurobiologisch nachweisbare Sicherheit (oder auch Stress) einer Bindung hat ihren Ursprung in der Begegnung der ätherischen „Fühler“, die aus der Wahrnehmungsaktivität der zwölf Sinne von Erwachsenen und Kindern entstehen. Da kleine Kinder sich ausschließlich durch Nachahmung mit der Welt vertraut machen, bestimmt die Wahrnehmungsaktivität des Erwachsenen die Wahrnehmungsmöglichkeiten des Kindes. Sowohl die Wahrnehmung als auch die Nachahmung der liebevollen, angstfreien und gezielten Wahrnehmungsaktivität des Erwachsenen erzeugt beim Kind das Grundvertrauen: Die Welt ist gut, ich bin sicher, und von diesem sicheren Hafen aus kann ich die Welt erkunden. Dabei ist die gegenseitige Berührung im ersten Lebensjahr von zentraler Bedeutung. Durch einen gemeinsamen Lebensrhythmus und die Begegnung durch Berühren, Sehen und Hören wird so ein gemeinsames ätherisches Gewebe gewebt. Dieses Wissen kann Eltern helfen, ihr Kind aktiver in ihre eigene Wahrnehmung einzubeziehen, und hilft Erziehern in Krippen, Kindergärten, Kindertagesstätten und Schulen zu verstehen, wie eine neue (sekundäre) Bindung überhaupt entstehen kann: nämlich durch das Zusammenleben und das gegenseitige Wahrnehmen in der Gemeinschaft.

Das ist der eigentliche Grund für lange Eingewöhnungszeiten in Krippen und Kindergärten. Eine solche Eingewöhnung ist jedoch keine Einbahnstraße mit Aktivität und Anpassung seitens des Kind, sondern ein gemeinsames, lebendiges Handeln, das auf Gegenseitigkeit im ätherischen Raum zwischen Erzieher und Kind beruht.

Philipp Gelitz war Erzieher im Waldorfkindergarten der Freien Waldorfschule Kassel. Derzeit ist er Assistenzprofessor für Waldorfpädagogik in der frühen Kindheit an der Alanus Hochschule. Mit freundlicher Genehmigung des Autors. Dieser Artikel wurde erstmals in der Zeitschrift Erziehungskunst veröffentlicht.